

btb

Buch

Der römische Herumtreiber Giovanni Beri tut sich gerade an einem Teller Makkaroni gütlich und träumt von seinem nächsten Glas Wein. Da fällt ihm ein Reisender auf. Der sonderbare Herr gestikuliert mitten auf der Piazza del Popolo, als hätte ganz Rom nur auf ihn gewartet. Wer ist dieser Mann, ein adeliger Spinner, ein Advokat oder gar ein Spion? Beri, der neben seinen Gelegenheitsarbeiten auch den Patres des Vatikans mit allerlei Informationen zu Diensten ist, beschließt, den merkwürdigen Fremden näher unter die Lupe zu nehmen. Doch bevor er sich's versieht, verliert Beri nicht nur den Überblick, sondern auch seine Geliebte Faustina, und zwar ausgerechnet an den Mann, den er observiert, den berühmtesten aller Italienreisenden: Goethe.

»Am 3. September 1786, morgens oder vielmehr nachts um drei, damit niemand die Abreise bemerkt, stiehlt sich Goethe in der Postchaise davon, nur einen Jagdranzen und Mantelsack als Gepäck«, so beschreibt Richard Friedenthal in seiner Goethe-Biographie die heimliche Ausreise aus Weimar. Was hier so geheimnisvoll angedeutet ist, hat Hanns-Josef Ortheil zum Anlaß genommen, eine höchst amüsante Geschichte um den Besuch des Dichtervaters in der ewigen Stadt zu spinnen.

Autor

Hanns-Josef Ortheil wurde 1951 in Köln geboren. Für seinen Debütroman *Fermer* erhielt er 1979 den aspekte-Literatur-Preis. Es folgten die Romane *Hecke*, *Schwerenöter*, *Agenten* und *Abschied von den Kriegsteilnehmern*. Neben zahlreichen Essaybänden (u. a. *Mozarts Sprachen*) veröffentlichte er *Das Element des Elefanten. Wie mein Schreiben begann* (1994) und das literarische Tagebuch *Blauer Weg* (1996). Zuletzt erschien bei Luchterhand sein Roman *Im Licht der Lagune* (1999). Der Autor lebt heute in Stuttgart.

Hanns-Josef Ortheil

Faustinas Küsse

Roman

btb

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2000

Copyright © 1998 by Luchterhand Literaturverlag GmbH,
München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Artothek/Wacker

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

KR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-72476-7

Erster Teil

1

Am frühen Abend des 29. Oktober 1786 sah der junge Giovanni Beri, der eben auf einem herbeigerollten Stein Platz genommen hatte, um in Ruhe einen Teller Makkaroni zu verzehren, einen Fremden dem aus nördlicher Richtung auf der Piazza del Popolo eingetroffenen Reisewagen entsteigen. Beri hatte gerade die Finger seiner Rechten in die noch heißen Nudeln getaucht, um sie bündelweise, wie weiße Würmer, in den Mund zu schieben, als der Fremde seinen Reisehut lüftete und ihn immer wieder hoch in der Luft schwenkte, sich dabei im Kreise drehend, als wollte er sich der ganzen Stadt Rom als Liebhaber und Freund präsentieren.

Der junge Beri hatte schon viele Reisende aus dem Norden auf diesem ehrwürdigen Platz ankommen sehen, doch noch selten hatte sich einer so merkwürdig benommen wie dieser stattlich gewachsene Mann in weitem Überrock, dem sich jetzt eine Gruppe von Wachbeamten näherte, um seinen Namen in die dafür vorgesehenen Listen einzutragen. Das Betragen des Fremden ähnelte einem Auftritt im Theater, es hatte etwas von Leidenschaft und großer Aktion und doch fehlten ihm auf dem weiten Platz, der durch die Parade der Kutschen beinahe vollgestellt war, die passenden Zuschauer.

›Mach weiter so, mach nur weiter!‹ dachte Beri, insgeheim belustigt, während er mit Daumen und Zeigefinger nach

den entweichenden ölgetränkten Nudeln griff und sie langsam durch den über den Teller verstreuten Käse streifte. Jetzt riß sich der Fremde den Überrock vom Leib, warf den Hut auf den kleinen Koffer, breitete die Arme aus und dehnte den ganzen Körper wie eine gespannte Feder. Beri grinste, vielleicht hatte man es mit einem Schauspieler zu tun! Doch das Grinsen verschwand augenblicklich, als er bemerkte, daß ihn das merkwürdige Gebaren zur Unachtsamkeit verführt hatte. Für einen Moment hatte sich der Teller offensichtlich in Schräglage befunden, ein kleinerer Haufen der köstlichen Makkaroni lag schon auf dem Boden.

»Daran bist Du schuld!« entfuhr es Beri, der sich jedoch gleich darüber wunderte, wie brüderlich er den Fremden insgeheim anredete. Irgend etwas Anziehendes hatte dieser Tänzer, irgend etwas, das einen noch schlummernden Teil seiner Seele berührte! Beri hielt den Teller für einen Augenblick mit der Rechten und fuhr sich mit der Linken durchs Gesicht. Träumte er? Hatte ihm das Glas Weißwein zugesetzt, das er an diesem warmen Nachmittag getrunken hatte?

Der Fremde ließ die Wachbeamten einfach stehen. Er durchmaß den weiten Platz mit großen Schritten, stemmte dann und wann die Hände in die Hüften, ging in die Hocke, drehte sich plötzlich nach allen Seiten und warf immer wieder die Arme in die Höhe, als wollte er die ganz fernen Abendwolken herbeilocken, zu seinem Auftritt tanzend zu wirbeln. »Warte nur«, dachte Beri, »das geht nicht lange gut«, doch die beiden Wachbeamten, die den Mann endlich erreicht hatten, wurden dadurch überrascht, daß der Fremde sich nun rasch in Bewegung setzte, zunächst quer über den Platz, dann, langsamer werdend, im Kreis um den hohen Obelisk, der etwa auf der Mitte des Platzes stand.

Immer dann, wenn die hinter dem Fremden herhastenden Beamten ihr Opfer gestellt zu haben schienen, brach der Her-

umeilende wieder nach einer anderen Seite aus, so unerwartet, so gewitzt, als wollte er mit den beiden atemlos werdenden Verfolgern seinen Spaß treiben. Beri lächelte, dann aber begann er immer lauter zu lachen; er hielt den warmen Teller krampfhaft in der Rechten, um nichts von der wertvollen Speise zu verschütten, doch das Lachen rüttelte ihn so durch, daß die weißen Nudelkäsewürmer auf dem Teller zu tanzen begannen. Immer wilder hüpfen sie umeinander, sprangen über den Rand, warfen sich übermütig auf das Pflaster, so daß Beri, lauthals lachend, den Tränen nahe, sie in einem Gefühl plötzlichen Überschwangs in einem großen Bogen durch die Luft fliegen ließ.

Was tat er? Warum war er so außer sich? Der Fremde schien das üble Spiel, das er mit den beiden Wachbeamten trieb, gar nicht zu bemerken, jetzt hatten sie ihn eingeholt, an der kleinen Wasserstelle neben dem Obelisken, einer von ihnen hatte ihn fest zu packen bekommen, oben, an der Schulter, so daß er sich heftig herumdrehte.

Was für eine Nase! Beri grinste, ruhiger werdend. Was für ein unruhiger Mund, die Lippen zuckten unaufhörlich, als hätten sie sich an den heißen Würmern verbrannt! Nun hatten sie ihn also gestellt, nun würde er niemandem mehr entkommen!

Beri saß da mit offenem Mund, der leere, ölverschmierte Teller glitt ihm aus der Hand und zersprang auf dem Pflaster. Der Fremde umarmte die beiden Beamten. Er drückte sie an sich, als sei er guten Freunden begegnet, er hakte sich bei ihnen ein und ging mit ihnen langsam, schlendernd, als habe er sie nie düpieren wollen, zu seinen Koffern zurück. Jetzt hatte er beide Arme um ihre Schultern gelegt, sie lachten sogar, sie ließen es sich gefallen, offenbar machte er einige Scherze, offenbar unterhielt er sie gut.

Beri hustete. Der Teller war zersprungen, über die Nu-

deln machten sich die Katzen her. »Du bist mir was schuldig«, dachte er und wischte sich mit der Linken über den Mund. Dann stand er langsam auf, streckte sich, scharrrte die Scherben des Tellers mit der Fußspitze zusammen und ging quer über den Platz, dem Fremden seine Dienste anzubieten.

2

Der aber gestikuliert noch vor den Wachbeamten, als Beri sich der Gruppe mit einem der hölzernen Karren näherte, die auf dem weiten Platz zu jedermanns Gebrauch abgestellt waren. Jetzt hörte er den Fremden sprechen, er sprach ein fehlerhaftes, aber frisch daherfließendes Italienisch, das sich aus lauter aufgeschnappten Wendungen zusammensetzen schien. Auch auf die Beamten schien er einigen Eindruck zu machen, denn immerhin hatten sie sich auf eine kurze Verhandlung darüber eingelassen, ob er den Reisewagen wieder besteigen müsse oder den Weg zum Packhof auf eigenen Wunsch zu Fuß zurücklegen dürfe.

Als der Mann den jungen Beri mit seinem Karren gewahr wurde, geriet die Szene gerade zu einer kleinen Debatte. Die Wachbeamten bestanden darauf, daß er mitsamt seinem Gepäck wieder einsteigen müsse, während er Beri als einen guten Geist vorstellte, der das Gepäck auf dem kleinen Karren rasch zum Packhof befördern werde.

Die Widerreden schienen sich immer mehr zu beschleunigen, als der Neuankömmling plötzlich ruhig wurde, sich sammelte, den Blick starr in die Richtung der langen Meilen des Corso richtete und mit wiederum verblüffender Hingabe davon sprach, wie schön der Abend sei. Die Wachbeamten schienen sich auch sofort zu besinnen, sie schauten seinen Blicken hinterher, der mit einem Male in beredten Worten

den leuchtenden Abend schilderte, die sonntäglichen Paradenfahrten der Kutschen hin zur Piazza Venezia, das Leben auf den Balkonen, das Rufen, Winken und Plärren aus den Fenstern, alles aber so freundlich und warm, als begrüßte er Szenen seiner Heimat.

Die Wachbeamten fragten denn auch sofort nach, ob der Fremde Rom schon früher einmal besucht habe, worauf er erwiderte, mit seiner Seele habe er die Stadt bereits Hunderte von Malen in Besitz genommen, während er nun bemüht sei, auch seinem Körper die Gegenwart dieses Paradieses zu gönnen.

Die unerwartete Erwähnung des Paradieses (»il paradiso«, sagte er, mit einem solchen Nachdruck auf dem langen »i«, als wollte er immerfort darin verweilen) in Verbindung mit der Stadt Rom ließ die Wachbeamten jedoch anscheinend umdenken. Durch ein knappes Zeichen verständigten sie sich darauf, daß der Fremde den eingetroffenen Postkutschen auf dem Weg zum Packhof zu Fuß folgen dürfe. Einer von ihnen setzte sich denn auch bald an die Spitze des Zuges, und so ging es den Corso hinab, die Kutschen voran, der große Mann hinterdrein und ganz am Schluß der junge Beri mit seinem Karren, auf dem man das Gepäck des Fremden untergebracht hatte.

Jetzt hatte Beri wieder Zeit, ihn zu beobachten. Hatte er ihn vor wenigen Minuten noch für einen Schauspieler gehalten, so war er sich längst nicht mehr sicher. Denn nun, auf dem Weg zum Packhof, wirkte er inmitten der großen Menschenmenge, die den Corso entlang flanierte, plötzlich wie einer der Vielen, nicht fremd, nicht herausgehoben, sondern . . ., wie, »ja, wie ein Sohn, der nun heimkommt«, dachte Beri, als er bemerkte, daß der Neuankömmling den Menschen auf den Balkonen zuwinkte. »Er tut so, als hätten sie gerade auf ihn gewartet«, dachte Beri weiter und lächelte vor sich hin, als sich

der Fremde unerwartet zu ihm umdrehte und wartete, um neben ihm hergehen zu können.

»Du bist von hier?« fragte er, und Beri beeilte sich zu bestätigen, daß er ein Römer sei.

»Wie alt bist Du?«

»Zweiundzwanzig«, antwortete Beri.

»Leben Deine Eltern noch?«

»Nein, Signore«, antwortete Beri, »meine gute Mutter ist vor einem Jahr, mein Vater vor acht Jahren verstorben.«

»Und Du, wovon lebst Du?«

»Ich arbeite mal hier, mal dort, wie es sich so ergibt.«

»Hast Du kein Handwerk gelernt?«

»Nein, Signore. Mein Vater war Fährmann auf dem Tiber, und ich erhielt später keine Lizenz, da ich zu jung war, als er starb.«

»Hast Du noch Geschwister?«

»Einen jüngeren Bruder, Signore, der sich nach dem Tod unserer guten Mutter davongemacht hat. Ich hatte ihr versprochen, für ihn zu sorgen, doch er...«

Beri kam nicht weiter, denn der fremde Mann war inmitten des Getümmels plötzlich stehengeblieben. »Schau!« rief er und deutete auf die nahe Fassade einer Kirche.

»Was ist?« fragte Beri.

»Das ist außerordentlich«, sagte der Fremde.

»Pah«, entfuhr es Beri, »von solchen Kirchen haben wir in Rom Tausende.«

Beri tat der leichtfertig hingesagte Satz sofort leid, als er bemerkte, daß ihn der andere als hochmütig zu verstehen schien. Nun wollte er sich nicht weiter unterhalten, sondern ging schnelleren Schrittes wieder voraus, still, in sich gekehrt, als habe Beris Bemerkung ihn in seinem Überschwang gebremst. Beri bemühte sich, mit seinem Karren Schritt zu halten.

»Dort«, rief er dem Mann hinterher, »dort . . . schauen Sie, Signore, San Carlo al Corso!«

Anstatt sich umzudrehen und seinen Hinweis zu beachten, schaute er sich jedoch kein einziges Mal mehr um. Beri hatte es jetzt schwer, ihm zu folgen, so eilig blieb er hinter den Kutschen. Erst als man auf dem Packhof ankam, würdigte der Fremde ihn wieder eines Blickes.

»Wenn das hier vorbei ist, wird er mich zur Locanda begleiten«, sagte der Fremde.

»Zum Spanischen Platz, wo die Fremden ihr Quartier nehmen?« fragte Beri.

»Ich gebe ihm schon Bescheid«, wick der Fremde aus und bedeutete Beri, wohin er das Gepäck zu bringen habe.

Im Packhof mußte man einige Zeit warten, endlich war auch der Fremde an der Reihe. Die beiden kleinen Koffer wurden geöffnet, allerhand Bücher kamen zum Vorschein, sogar eine Sammlung von Steinen, dazu Papiere und Hefte, Kleidung obenauf, auch der Mantelsack und ein kleiner Dachsranzen wurden geleert. Die Bücher wurden zur Kontrolle über Nacht einbehalten, der Fremde erhielt eine Marke und konnte den Packhof mit seinen übrigen Sachen wieder verlassen.

Sofort war Beri mit seinem Karren zur Stelle.

»Zur Locanda dell'orso!« entschied der Fremde.

»Die Locanda, Signore, liegt nicht am Spanischen Platz, sie liegt abseits, am Tiber«, sagte Beri.

»Zur Locanda dell'orso!« wiederholte der Fremde, lauter als zuvor, und Beri nickte.

Jetzt ging er wieder hinter ihm her. Mit einem Mal hatte der Mann aus dem Norden etwas Stolzes, Unnahbares, als wollte er sich kein zweites Mal mit Beri gemein machen. »So sind sie, die hohen Herren!« dachte Beri erbost, fragte sich dann aber sofort, warum er ihn nun für einen hohen Herrn

hielt. Seine beinahe abenteuerliche Kleidung, die lose Weste mit den verschmutzten Ärmeln, die halblange, schäbige Hose und die leinenen Strümpfe machten ihn jedenfalls nicht zum hohen Herrn, höchstens sein jetzt fester, abweisender Blick.

Vor der Locanda setzte Beri den Karren mit einem leichten Stöhnen ab. Der Mann wollte den Gasthof schon betreten, als er zur Linken den Tiber gewahr wurde und sich umdrehte. »Mein Gott!« entfuhr es ihm, und Beri folgte seinem Blick, der sich nun auf die nahe Engelsburg und die große Kuppel von Sankt Peter richtete, die hinter der Tiberschleife im weichen Abendlicht auftauchten.

»Sankt Peter«, sagte Beri, »die Stätte des Heiligen Vaters!«

Doch der Fremde schien ihn nicht mehr zu hören. Er starrte hinüber auf das über den Wassern aufschimmernde Bild, ohne sich noch zu regen. Die Lippen waren straff zusammengespannt, der Kopf lag beinahe im Nacken, und die Augenbrauen schienen ein wenig zu zucken, als müßten sie eine aufdringliche Erscheinung verscheuchen und abwehren.

Beri wartete, minutenlang. Er trat auf der Stelle und traute sich nicht, noch etwas zu sagen. Was war mit dem Mann? Fühlte er sich nicht wohl? Beri betrachtete ihn verstohlen von der Seite, um Anzeichen von Übelkeit zu entdecken. Die Nase erschien ihm noch gewaltiger als zuvor. Die Stirn war breit und von roten Flecken überzogen.

Beri räusperte sich.

»Kann Er warten?« fragte der Fremde.

»Solange der Signore befiehlt«, antwortete Beri.

»Ich werde Ihn mit einer Botschaft beauftragen, in einer halben Stunde«, sagte der Fremde.

»Ich werde zur Stelle sein«, sagte Beri, trug das Gepäck in die Locanda und schlenderte wieder nach draußen, um sich ans Ufer des Tiber zu setzen.

Dort, drüben, stromaufwärts, ganz nahe, am Porto di Ri-

petta, hatte sein Vater als Fährmann gearbeitet. Dort hatten sie gewohnt und ein sparsames Leben geführt. Der Vater hatte gut zu tun gehabt, und er, Giovanni, hatte sich auf die Fremden verstanden. Schon als Kind hatte er dem Vater helfen dürfen, sogar des Nachts, wenn die Überfahrt schwierig gewesen war, da die meisten Fahrgäste dann reichlich getrunken und sich manchen Spaß erlaubt hatten. Er, Giovanni, hatte ihre Sprachen gesprochen, etwas Englisch, etwas Französisch und sogar das knarrende Deutsch!

›Ob er ein Deutscher ist?‹ fragte sich Beri und schaute zur Locanda hinauf, in der der Fremde Quartier bezogen hatte. ›Vielleicht ist er aber auch ein Engländer, ein Herr vom englischen Land, wie die Vielen, die oft schon frühabends schläfrigg waren vom heimischen Bier und nicht mehr zurückfanden und sich von Vater hin und her fahren ließen, weil sie vergessen hatten, auf welchem Ufer sich ihr Hotel befand...‹

Beri lachte kurz auf, dann saß er still. Es war ein herrlicher Abend, mildwarm, in den Weinbergen am anderen Ufer schien die Erde zu summen. Beri schaute hinüber nach Sankt Peter. Nur zu gern hätte er gewußt, was den merkwürdigen Fremden so beschäftigte. ›Ich werde es schon erfahren‹, flüsterte er vor sich hin und schnitzte mit dem Messer an einem Stück Holz. ›Zeit habe ich genug.‹

3

Als ihm das Warten lästig wurde, ging er schlendernd zur Locanda zurück. Enrico, der Wirt, begrüßte ihn, doch von dem Fremden war nichts zu sehen.

›Wie heißt er?‹ fragte Beri unschuldig.

›Miller«, antwortete Enrico, ›Filippo Miller, er ist ein Maler aus Deutschland.‹

»Was Du nicht sagst«, lächelte Beri.

»Aber bitte, schau her«, sagte der Wirt und schob ihm das Buch mit den Eintragungen der Gäste hin. Beri beugte sich über die Schrift.

»Sehr schön . . .«

»Was?«

»Schöne Buchstaben, eine schöne Schrift . . .«

»Filippo Miller . . ., Maler, da steht es . . .«

»Was Du nicht sagst«, lächelte Beri wieder.

»Eh«, sagte Enrico, »suchst Du Streit? Du hältst einen zum Narren!«

»Du hast recht«, beschwichtigte Beri, »er heißt Miller, da steht es, ganz deutlich.«

»Na bitte!« sagte Enrico.

Beri wollte den alten Freund mit weiteren Fragen beschäftigen, als er jemanden die kleine Treppe herunterkommen hörte. War das der Filippo Miller, der Maler aus Deutschland? Beri schaute erstaunt auf. Der Fremde trug einen grünen, eleganten Rock, tadellos, darunter ein weißes, offenes Hemd. In diesen wenigen Minuten hatte er sich erneut verwandelt. »Ich habe es geahnt«, dachte Beri, »er ist ein Advokat, er ist in geheimer diplomatischer Mission unterwegs. Warte nur, ich werde es schon herausbekommen.«

Er ging einige Schritte auf den Mann zu und sprach ihn auf deutsch an.

»Sprich Er Italienisch mit mir!« unterbrach ihn der Fremde barsch.

»Verzeihung, Signore, nichts als eine Höflichkeit. Wir Römer verstehen uns auf die Sprachen der Fremden.«

»Hier, diese Nachricht ist für Signore Tischbein bestimmt. Er wohnt am Corso, gegenüber dem Palazzo Rondanini. Signore Tischbein soll sie sofort erhalten!«

»In fünf Minuten wird er sie lesen können.«

»Ich danke Ihm. Und hier, das ist sein Lohn für den Transport und für das Überbringen des Briefes.«

Beri griff nach dem kleinen versiegelten Briefchen, er steckte es in seine Tasche und wog mit den Fingern die Münzen, die der Fremde dem Brief beigegeben hatte. Er hatte ihn gut entlohnt, sehr gut sogar, gewiß war er ein vermögiger Advokat oder gar ein Kaufmann, der aus Rom auf geheimen Wegen Waren in den Norden expedieren ließ.

Beri verneigte sich und wollte sich zurückziehen, als der Fremde ihm noch ein Abschiedswort zurief

»Vergiß Er seinen Bruder nicht!«

»Signore meinen . . . ?«

»Vergiß Er nicht, weiter nach ihm zu suchen!«

»Gewiß nicht, Signore! Ich danke, mein Dank für Ihre Anteilnahme!«

Jetzt stand er draußen, vor der Locanda. Die Kuppel von Sankt Peter verschwand schon in der Dunkelheit, wie eine schwere Blüte, die sich langsam zu schließen begann. Was hatte das nun wieder zu bedeuten? Warum hatte der Fremde ihn an seinen Bruder erinnert? Er, Beri, glaubte ja selbst nicht mehr an die Gegenwart dieses Bruders. Lange Jahre waren sie unzertrennlich gewesen, erst nach dem Tod der Mutter hatten sich ihre Wege getrennt, und Roberto, der Jüngere, war nicht mehr zu halten gewesen. Nein, er hielt sich nicht mehr in Rom auf, das war ausgeschlossen, er, Giovanni, hätte davon erfahren. Seit Roberto weg war, fühlte er sich einsamer denn je; er hatte keine Freunde, keine, die ihm so nahe waren, wie Roberto es gewesen war. So trieb er sich meist allein herum, unruhig, unzufrieden, einer, der nahe dran war, das Gleichgewicht zu verlieren. Noch war es nicht soweit, noch lebte er von den guten Erinnerungen, manchmal glaubte er sogar, die mahnende Stimme seiner Mutter zu hören, die ihm aufgab, nach Roberto zu suchen. Das alles bedrückte ihn, es

machte ihn manchmal jähzornig und heftig, außerdem war es an der Zeit, daß er eine gut bezahlte Arbeit fand. Der Fremde kam da gerade recht, vielleicht war der Fremde in Geld zu verwandeln!

Beri eilte durch die schmalen Gassen zurück zum Corso. Die Parade der Kutschen war zum Glück vorbei. Aus den Osterien hörte man jetzt die Stimmen der Zecher, auch Beri dachte an ein Glas Wein, das er sich bald würde erlauben können. Er schaute noch einmal auf den Brief: »Al Signore Tischbein, pittore tedesco, al Corso, incontro del Palazzo Rondanini«...

Der Palazzo Rondanini befand sich nicht weit von der Piazza del Popolo entfernt. Das Haus gegenüber war ein unauffälliger Bau, keineswegs herrschaftlich. Als er durch die offen stehende Tür ins Innere trat, begegnete er sofort einer älteren Frau, die sich nach seinen Wünschen erkundigte. Beri fragte, ob ein Signore Tischbein im Haus wohne. Die Alte nickte. Und Signore Tischbein sei ein Maler? Auch das bestätigte die Frau.

Beri war vorerst damit zufrieden. Er zog den Brief aus seiner Tasche und händigte ihn aus. Dann winkte er der Alten noch einmal zu und ging ins Freie.

»Signore Miller und Signore Tischbein«, dachte Beri, »zu gern hätte ich gewußt, was in dem Briefchen steht. Tischbein scheint also wahrhaftig ein Maler zu sein, aber ich wette, daß Filippo kein Maler ist. Er ist ein Advokat, ein Dottore, er ist ein Gott-weiß-nur-Was, aber er ist kein Maler und auch sonst kein Künstler. Die Künstler haben nicht dieses Bestimmte, diesen Willen, sie sind wechselhaft wie das Wetter, und sie verwandeln sich nicht in wenigen Minuten vom Herumtreiber in einen Mann von Stand.«

Beri lächelte, dieser Tag war ein Glückstag, er spürte es jetzt. Anfangs hatte er den Fremden noch für eine Unglück

bringende Gestalt gehalten, das war vor wenigen Stunden gewesen, als er ihn um seine Abendmahlzeit gebracht hatte. Doch er war ihm, Beri, wahrhaftig nichts schuldig geblieben. Nun hatte er mehr Geld in der Tasche als in den letzten vier Wochen zusammen. Noch viel mehr als dieses Geld aber wog das Geheimnis des Fremden. ›Und dieses Geheimnis wird man mir teuer bezahlen!‹ dachte Beri und reckte sich.

4

Wohin? Beri überlegte kurz. Er wollte seine Neuigkeiten möglichst bald loswerden, doch die Sache mußte gut durchdacht sein. Nichts übereilen, jetzt kein falsches Wort, es würde auf jede Wendung ankommen! Zunächst mußte er seinen Hunger stillen, das war er sich schuldig. Er würde seinen Lieblingsplatz aufsuchen, den Platz vor dem Pantheon, dort gab es viele Stände mit Gesottenem und Gebratenem, da würde er etwas essen und ein Glas Wein dazu trinken!

Beri machte sich langsam auf den Weg. Wie der Magen schon beim bloßen Gedanken an Nahrung sich regte, er spürte es förmlich. Ach, lange hatte er schon nichts Gutes mehr gegessen, nichts von dem, was an den Tischen der hohen Herren verzehrt wurde.

Nach dem Tod der Mutter hatte er eine Anstellung im Haushalt der alten, ruhmreichen Familie Borghese erhalten, auf Bitten des Pfarrers. Einige Monate hatte er als Botengänger und Laufbursche arbeiten dürfen, wie ihm das doch gefallen hatte! Da war er den hohen Herren ganz nahe gewesen, den Kammerdienern und Kellermeistern, den Verwaltern und Buchhaltern, den Kaplänen und Vorlesern. An Festtagen und bei Empfängen hatte er eine Livree tragen dürfen, eine leichte

im Sommer und im Winter eigens eine kostbare, wärmere. Er hatte einen guten Mantel erhalten und leinene Hemden, überall war er als Corriere in Erscheinung getreten. Damals hatte er gehofft, im Haushalt der Borghese bald weiter aufsteigen zu können, auf leichte Art war er ja mit allen dort in Verbindung gekommen, sogar in der Bibliothek hatte er arbeiten und die langen Bücherreihen abstauben dürfen!

Wer einmal in einen solchen Haushalt aufgenommen war, dem ging es gut! Er erhielt nicht nur seinen monatlichen Lohn, sondern noch allerhand Zuwendungen: Trinkgelder, Kleidung, einen kleinen Zuschuß zur Miete, vor allem aber viel von dem, was im Haus und in der Küche übrigblieb . . .

Beri schloß die Augen, das Wasser lief ihm auf der Zunge zusammen. Wasser . . ., selbst das Wasser, das an den Tischen der hohen Herren serviert worden war, war ein ganz besonderes Wasser gewesen, kristallklar, kalt, ja diamanten, ein Edelwasser, die Tropfen wie Perlen! Ganz zu schweigen vom Wein . . . An nichts hatten seine, Beris, Blicke so sehr gehangen wie an den schweren Karaffen mit Wein, diesen prallen, verborgenen Rotstoffen, manche wie schwerer Samt, andere wie flatternde, durchsichtige Tücher. Oft war er mit dem Kellermeister in die langen Gewölbe gestiegen, um die edlen Flaschen ans Licht zu tragen, an ihnen hatte er sich nicht satt sehen können, denn es war ihm oft so vorgekommen, als ginge von diesen Flaschen ein geheimes Leuchten, eine besondere Magie aus, die seine Zunge schon erwiderte, bevor sie überhaupt gekostet hatte.

Natürlich war es verboten gewesen, von all diesen Weinen zu trinken, und selbst dem Kellermeister unmöglich, eine Flasche verschwinden zu lassen, schließlich hatte er täglich Buch führen müssen. Doch manchmal hatten die geleerten, schweren Karaffen noch kleine Restessenzen enthalten, und Beri hatte sie mit der weit ausgestreckten Zunge tropfenweise auf-

gefangen wie ein Verdurstender. Wie viele Karaffen hatte er auf diese Weise geleert, meist heimlich! Mit der Zeit hatte er bestimmte Aromen und Nuancen zu unterscheiden gelernt, ja, er hatte sich sogar die Namen der Weine gemerkt und sich Hoffnungen gemacht, in ferner Zeit einmal am Tisch der hohen Herren bedienen zu dürfen.

Eine gute Zeit war es gewesen, in den Diensten der Familie Borghese, eine himmlische, doch der Teufel hatte ihn, Beri, in Gestalt der rubinroten Tropfen versucht, und einmal, ja, schon beim ersten Mal, als er in den Kellern des Palazzo eine Flasche besten Piemonter entkorkt hatte, um sie heimlich zu leeren und mit angesetztem rotem Weinessig wieder zu füllen, hatte ihn ein Aufseher, der einen silbernen Flaschenuntersatz vermißt hatte, zu fassen bekommen.

Beri öffnete die Augen, ein strenger Duft von Öl und Gebratenem schlug ihm entgegen, er hatte den Vorplatz des Pantheon erreicht. Noch am Tage des Mißgeschicks war er entlassen worden, beschimpft und entehrt, ohne eine Abfindung, ja sogar ohne Auszahlung des monatlichen Gehaltes! In den dunkelsten Ecken der Kirche San Luigi dei Francesi hatte er Abbitte geleistet, eine Stunde lang unter vielen Gebeten, doch in der Nacht dieses Tages war ihm seine tote Mutter im Traum erschienen und hatte ihn verflucht. Siebenmal hintereinander war sie ihm erschienen, jede Nacht, und jedesmal waren die Flüche noch furchtbarer und lauter geworden. Beri schüttelte sich, er hatte sein erstes großes Glück leichtfertig vertan, jetzt lebte er in einem winzigen Zimmer unter dem Dach, in demselben Haus, in dem auch seine Eltern gelebt hatten, direkt am Hafen. Hätte er der Versuchung widerstanden, so hätte er vielleicht längst in den prächtigen Palazzo übersiedeln dürfen, selbst die Zügelhalter der hohen Herren schliefen ja nachts in den Vorzimmern, ganz zu schweigen von den Dienern, die sich um die Kerzen oder das Brennholz kümmerten, den Hof

fegten und die Straße, selbst sie hatten ihr Zimmer in den weiten Fluchten des Palazzo, hohe, helle Zimmer, die im Winter gut geheizt wurden, denn die Borghese sorgten sich um das Wohl der Familie, zu der auch die Allergeringsten unter den Dienern gehörten, selbst die, die für die Pferde und die Kutschen zuständig waren.

Beri schlug sich leicht mit der Rechten gegen die Stirn, um die unliebsamen Erinnerungen zu vertreiben. Es war nun einmal nicht zu ändern, er hatte gesündigt, doch inzwischen war ihm wahrscheinlich sogar im Himmel verziehen worden, jedenfalls war ihm seine Mutter nicht mehr fluchend erschienen.

Er kaufte sich eine Portion fritierter Fische und setzte sich an den Brunnen. Frittierte Fische waren besser als Makkaroni, frittierte Fische schmeckten salzig, körnig, nach Meer und nach Leben! Vor allem aber erinnerten sie ihn, Beri, an das Wasser, er liebte das Wasser, nichts liebte er auf der Welt so wie das Wasser! Als Kind hatte er viele Tage im Wasser zugebracht, mit den Füßen immer im Wasser, und später hatte er auf den Planken der Barke des Vaters gelegen, in der Sonne, auf Kundschaft wartend, manchmal auch nachts, versteckt, um dort zu schlafen. »Giovanni!« hatte die Mutter geschrien, aber er hatte in der tiefen Dunkelheit allein in der Barke des Vaters geschlummert, von den Tiberwellen leicht auf und nieder geschaukelt, in einem wunderbaren Versteck, ganz für ihn gemacht!

Dort, dort fuhren jetzt einige Kutschen mit Fremden vor! Sie hielten kurz vor dem mächtigen, düsteren Bau des Pantheon, schauten für einen Moment hinaus und ließen sich weiterkutschieren. Was verstanden sie schon von alledem! Und doch wollten sie an den acht schweren Säulen vorbeigefahren werden, als könnte ihnen der Anblick helfen, etwas von dieser Stadt zu verstehen. Die meisten Fremden sagten so et-

was, sie sagten, sie wollten diese Stadt verstehen, das hatte er immer wieder gehört. Die Fremden hätten sich hersetzen sollen, um frittierte Fische zu essen, dann hätten sie mehr verstanden, mehr von Roms Wassern und Brunnen und unterirdischen Verliesen, mehr von Roms Meeresnähe, die ihm, Beri, in die Kinderseele gebrannt worden war . . .

Er leckte seine Finger und warf das Papier, in das man die Fische gegeben hatte, in hohem Bogen zur Seite. Das war getan, nun fühlte er sich besser. Noch einen kleinen Schluck Wein! Er ging hinüber zu einem Ausschank und ließ sich ein Glas geben. Herunter damit! Der Wein würde das Salz fortspülen, zu nichts anderem war er gut, nicht zu vergleichen, nicht im mindesten zu vergleichen mit den Weinen, die er, Giovanni Beri, einmal getrunken hatte, in den herrlichen Tagen als Corriere der Familie Borghese, bestimmt zu Höherem und gefallen ins Niedrigste . . .

Jetzt aber, das ahnte er, bot ihm der Himmel zum zweiten und vielleicht letzten Mal das Glück an. Signore Miller und Signore Tischbein, diese Geschichte wollte nun auf leichte und elegante Weise in Geld verwandelt werden. Beri setzte sich wieder an den Brunnenrand und dachte nach. Jedes Wort mußte er bedenken, vor allem durfte er auf Fragen nicht so heftig und schnell antworten, wie er es gewohnt war. Gut, daß er nicht zuviel getrunken hatte, meist hatte er sich dann nicht in der Gewalt und geriet ins Reden und Schwadronieren. So etwas mochte Seine Heiligkeit nicht, das Reden und Schwadronieren, vor allem aber das Trinken hielt Seine Heiligkeit für eine Sünde. Irgendwer hatte ihm, Beri, sogar einmal zugeflüstert, daß Seine Heiligkeit geäußert hätte, das Reden sei eine Entweihung des Schweigens . . .

Was für ein tiefsinniger Satz, ein Satz, der ganz zu der verschwiegenen Art Seiner Heiligkeit paßte. Daran also mußte man sich halten, um Seiner Heiligkeit zu gefallen, scheu, zu-

rückhaltend, aber wissend und deutlich mußte man auftreten, wie ein Schauspieler, der sein Mienenspiel beherrschte.

Beri saß noch eine kleine Weile. Er schaute starr auf die acht Säulen der Vorhalle des Pantheon. Einmal begann er sie von links nach rechts, dann wieder von rechts nach links zu zählen. So etwas half ihm, diese acht Säulen ordneten seine Gedanken. Dann stand er auf und machte sich auf den Weg, endlich sein Glück wiederzufinden.

5

In dem kleinen Weinausschank in der Nähe der Kirche Il Gesù drängten sich die Trinker. Beri schlich hinein, bestellte ein Glas und verhielt sich ruhig. Wie viele Diener Seiner Heiligkeit hier wohl sein mochten? Er musterte die anderen verstohlen, die meisten waren schon betrunken und redeten mit großen Gebärden aufeinander ein. Ob sich einige verstellten? Beri versuchte, ihr Mienenspiel zu ergründen, doch er kam nicht weit mit seinen Beobachtungen. Die meisten hier sind arme Teufel, dachte er, »sie haben keine Ahnung, welcher Künste es bedarf, die Geheimnisse der Fremden zu erforschen!« Er, Beri, glaubte sich darauf zu verstehen, doch bisher hatte Seine Heiligkeit ihn noch nicht mit einem Auftrag bedacht. Mehrere Male hatte er schon versucht, einen solchen Auftrag zu erhalten, aber Seine Heiligkeit hatte es sich nach kurzer Bedenkzeit meist anders überlegt.

Tausende von Spionen waren im großen Rom für den Heiligen Vater unterwegs, manche seit Jahren oder gar Jahrzehnten, die besten erhielten sogar ansehnliche Pensionen und lebten gut von den Nachrichten, die sie gesammelt hatten. Das Ausspionieren war ein eigenes rentables Geschäft, man mußte die Eigenarten der Fremden begreifen, zumindest

einige Worte ihrer Sprache beherrschen und jeden Winkel des großen Rom kennen, um sich jederzeit verbergen zu können.

Ecco . . . , gab es für solche Dienste einen, der besser geeignet gewesen wäre als er, Giovanni Beri? Und doch hatte man ihn bisher übersehen. Aus seiner Zeit als Corriere kannte er die Stadt wie kaum ein anderer, kaum einen Palazzo gab es, den er nicht betreten hatte, kaum eine Gasse, in der er nicht ein paar Treppenstufen und Seitentüren wußte, um sofort aus dem Blickfeld zu verschwinden. »Ich eiße Filippo Millär . . .«, dachte Beri lächelnd auf deutsch, »ich koome auss Deutschlaand.« Solche Sätze beherrschte er mühelos und noch viele andere, schwierige, in dieser holprigen, unmöglichen Sprache, deren Laute so klangen, als habe sie ein verstimmter Kontrabaß zusammengeschrummt.

Gut, jetzt kam es darauf an! Dieser Ausschank hier war eine der bekanntesten Anlaufstellen für solche, die ihre Nachrichten loswerden wollten. Die meisten Römer wußten von ihr. Hier befand man sich auf dem untersten Niveau, der untersten Sprosse der Leiter, die weit hinauf führte, bis zu den geheimen Zimmern Seiner Heiligkeit drüben in den vatikanischen Gemächern. Jeder wußte, wie mißtrauisch und vorsichtig Seine Heiligkeit war, alles, was in Rom vor sich ging, wollte er wissen, Tag und Nacht. Die besten seiner Spione setzten lange Schriftsätze auf, Seite um Seite, wahre Wunder an Beobachtungsgabe und Scharfsinn, die Seine Heiligkeit über alle Vorgänge in Europa in Kenntnis setzten, so daß er die Staatsgeschäfte der Völker jederzeit vorauszuberechnen wußte. Daher stand er in dem Ruf, der bestinformierte Mann des Erdkreises zu sein, wie es sich für einen Stellvertreter Christi gehörte.

Beri grinste, als er sich die geheimen Gemächer Seiner Heiligkeit ausmalte. Überall lagen stapelweise ausführliche Berichte und Aufzeichnungen herum, nach Ländern und Erd-

kreisen sortiert. Die vielen Zimmer Seiner Heiligkeit versanken allmählich in diesen Botenmeldungen, sie überschwemmten Möbel und Fußböden, sie wuchsen an den Wänden hinauf wie gierige Pflanzen, die von immer neuen Stapeln gestützt und genährt wurden.

Schluß damit, er durfte sich solche Phantasien jetzt nicht erlauben. Langsam, Schritt für Schritt, arbeitete er sich zu den Holzfässern vor, mit deren Wein unaufhörlich die Karaffen gefüllt wurden. Dann beugte er sich hinüber zu dem Schankwirt, der sein Näherkommen bemerkt zu haben schien.

»Ich möchte mit dem Padre sprechen«, flüsterte Beri ihm zu.

»Wie heißt Du?«

»Giovanni Beri.«

»Gedulde Dich etwas, ich sage dem Padre Bescheid.«

Der Schankwirt verschwand in einem Durchgang zum hinteren Teil des Gebäudes. »Jetzt werden sie versuchen herauszubekommen, wer Giovanni Beri ist«, dachte Beri, und er spürte, wie ein eigentümlicher Stolz ihn bei diesem Gedanken beinahe durchquoll. »Ob sie von meinen Sünden wissen? Sicher wissen sie von meinen Sünden, sie wissen ja alles. Ich werde nicht darauf zu sprechen kommen, ich werde vorsichtig sein, davon hängt alles ab.«

Nach einer Weile kam der Schankwirt zurück und wies Beri den Weg, die letzte Tür dort hinten, ganz links, er solle hineingehen und Platz nehmen. Beri nickte, sein Herz schlug jetzt rascher, das machte ihm Angst. Immer wenn sein Herz so schlug, bedeutete das nichts Gutes, er verlor seine Ruhe, sein ganzer Körper verlor etwas von seiner Gefaßtheit.

Der Raum, den er betrat, war erschreckend kahl. Ein Stuhl, ein Tisch, auf dem Tisch eine gut gefüllte Karaffe mit Wein, ein einfaches Glas, einige Blätter, ein Tintenfaß mit einer Feder. Und, ja, über der Tür hing ein Kruzifix, der gepeinigete

Leib, schmerzgekrümmt. In einer Ecke befand sich eine Spanische Wand, es war nicht zu erkennen, was sich dahinter befand. Doch Beri wußte, daß der, den man den »Padre« zu nennen hatte, jetzt dort saß. Alle, die eine Nachricht loswerden wollten, überbrachten sie einem Padre, Hunderte solcher Padres mochte es in Rom geben, man wußte es nicht genau. Sie blieben unsichtbar, man hörte nur ihre Stimme, und nur dieser Stimme vertraute man sich an.

Beri wartete.

»Setz Dich«, sagte die Stimme, und Beri bemerkte, daß er ruhiger wurde. Die Stimme war gut, das spürte er sofort, es war eine sonore, gesetzte Stimme, die ihm Vertrauen einflößte. Vor allem aber zählte, daß er diese Stimme noch nie gehört hatte. Noch nie, da war er sich sicher! Denn er, Giovanni Beri, hatte ein fabelhaftes Gehör, ein Gehör, das sich selbst auf das Wasser verstand.

»Setz Dich, Giovanni«, sagte die Stimme, »und schenk Dir ein!«

Beri nahm Platz, langsam zog er den Stuhl näher an den Tisch. Dann goß er das Glas halbvoll.

»Mehr, Giovanni, mehr!«

»Ich mache mir nicht viel daraus, Padre«, sagte Beri und spürte, wie er der Lüge wegen rot wurde.

»Du machst Dir sehr viel daraus, Giovanni«, sagte die Stimme. »Weil Du Dir soviel daraus machst, hast Du eine gute Stelle verloren. Trink also!«

»Sie haben recht, Padre«, antwortete Beri, »früher bedeuteten die Freuden des Weins mir sehr viel, ich war ein unwissender Kerl, doch jetzt ist das anders, ganz anders!«

Beri nippte an dem Wein, Gott, es war ein vorzüglicher, schwerer Wein, wie er seit Monaten keinen mehr getrunken hatte! Er bemühte sich, gleichgültig zu bleiben.

»Warum kommst Du hierher, Giovanni, sprich!«

»Mir ist ein Fremder aufgefallen, der heute, am frühen Abend, hier eingetroffen ist, in der Postkutsche, vom Norden her.«

»Hast Du gesehen, wie er hier eingetroffen ist?«

»Ich habe ihn gesehen. Er sprang aus der Kutsche und gärdete sich wie einer, der nicht recht bei Sinnen ist.«

»Inwiefern?«

»Er lief über die Piazza del Popolo, als wollte er . . . , als versuchte er . . . , die Stadt zu umarmen.«

»Wie hast Du Dir sein Benehmen erklärt?«

»Ich dachte, er sei ein Schauspieler.«

»Und weiter?«

»Ich ging ihm hinterher, er ist kein Schauspieler.«

»Nein?«

»Nein, denn als ich hinter ihm herging, kam es mir plötzlich so vor, als sei der Fremde schon viele Male in Rom gewesen.«

»Warum sollte er auch nicht schon einmal in Rom gewesen sein?«

»Den Wachbeamten der Porta del Popolo hat er gesagt, daß er zum ersten Mal in Rom sei.«

»Das hast Du gehört?«

»Ganz deutlich, ich hatte mich herangeschlichen.«

»Und weiter?«

»Der Fremde ging zum Packhof und ließ sein Gepäck visitieren. Ich konnte erkennen, daß er sehr viele Bücher dabei hatte, schöne, edle, mit bestem Leder gebundene. Außerdem hatte er eine große Kiste mit kostbaren Steinen dabei.«

»Auch diese Steine hast Du gesehen?«

»Ganz aus der Nähe, er konnte mich nicht erkennen.«

»Und weiter?«

»Vom Packhof ging der Fremde zur Locanda dell'orso, dort bezog er Quartier.«

»In der alten Locanda am Tiber?«

»Genau dort, Padre. Warum ging er nicht dorthin, wohin es alle Fremden zieht, zu einem Hotel am Spanischen Platz?«

»Ja, warum nicht, Giovanni?«

»Weil er kein Hotel suchte, sondern ein Versteck!«

»Warum sollte der Fremde sich denn verstecken?«

»Es ist ein großer, stattlicher Mann, ich halte ihn für einen Advokaten oder einen Kaufmann oder einen Dottore, der in geheimer Mission unterwegs ist.«

»In welcher geheimen Mission?«

»Ich weiß es noch nicht, Padre. Aber ich könnte mich bemühen, es herauszubekommen.«

»Weißt Du den Namen des Fremden, Giovanni?«

»Ja und nein, Padre.«

»Sprich nicht in Rätseln, Giovanni!«

»Verzeihung, Padre. Der Fremde hat sich in die Gästelisten der Locanda eingetragen. Er hat geschrieben: Filippo Miller, Maler.«

»Du hast diese Eintragung gelesen?«

»Ich habe sie mit eigenen Augen gelesen, Padre.«

»Und weiter?«

»Ich glaube nicht, daß es der richtige Name des Fremden ist.«

»Warum glaubst Du das nicht?«

»Ich sah ihn später, nachdem er seine Reisekleidung abgelegt hatte, noch einmal in der Locanda. Der Fremde trug einen prächtigen, grünen Rock, er sah aus wie ...«

»Sag es, Giovanni!«

»Wie ein hoher Herr!«

»Hat Dich der Fremde bemerkt, Giovanni?«

»Aber nein, Padre. Ich habe ihn ganz heimlich beobachtet.«

»Und warum hast Du das getan?«

»Ich möchte Seiner Heiligkeit dienen, Padre! Ich werde Seiner Heiligkeit alles über den Fremden berichten.«

Beri nahm einen zweiten Schluck. Die Ohren brannten ihm, jetzt würde es sich entscheiden.

»Nimm eines der Blätter, die vor Dir liegen, Giovanni!« sagte die Stimme. »Schreib oben das Datum des heutigen Tages darauf, daneben die Uhrzeit. Schreib den Namen des Fremden auf und darunter, wo er abgestiegen ist. Und zeichne das alles mit deinem Namen . . ., Giovanni Beri, treuer Diener Seiner Heiligkeit!«

Beri rutschte auf dem Stuhl nach vorn. Er nahm die Feder aus dem Tintenfaß und versuchte, ganz ruhig zu bleiben. Er notierte, was von ihm verlangt worden war, dann schaute er auf.

»Trink Dein Glas leer, Giovanni, jetzt kannst Du es leer trinken.«

»Danke, Padre!«

»Du wirst den Fremden eine Woche lang beobachten, Tag und Nacht! Du wirst aufzeichnen, was von Bedeutung ist, damit Dir nichts Wichtiges entfällt. Nach einer Woche wirst Du berichten, hier, zu derselben Stunde.«

»Oh, ich danke Ihnen, Padre.«

»Knie nieder, Giovanni!«

Beri kniete sich hin. Er beugte den Oberkörper so tief er konnte. Irgendein Körperteil zitterte, irgendein Teil zwischen Magen und Lunge, tief im Innern, irgendein Teil bekam es jetzt wohl mit der Angst zu tun. Der Padre sprach den Segen, Beri bekreuzigte sich.

»Seine Heiligkeit rechnet mit Dir, Giovanni!« sagte die Stimme.

»Ich werde alles tun, was ich kann, Padre!«

»Auf Wiedersehen, Giovanni!«

Beri wollte durch die Tür verschwinden.

»Giovanni?«

Beri drehte sich noch einmal um.

»Giovanni, wie geht es Deinem Bruder?«

»Ich habe ihn lange nicht mehr gesehen, Padre. Er ist verschwunden, zu meinem großen Kummer!«

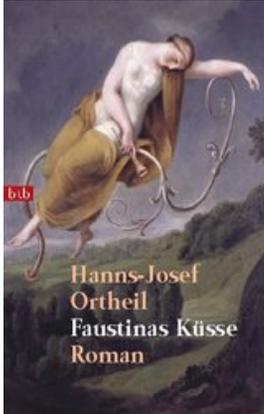
»Es ist gut, Giovanni, Du kannst jetzt gehen!«

Beri beeilte sich, nach draußen zu kommen. Warum hatte man ihn auch hier nach seinem Bruder gefragt? Schon zum zweiten Mal war er an diesem Tag auf Roberto angesprochen worden. Beri schüttelte den Kopf, nein, es konnte kein Zufall sein, aber was konnte es bedeuten?

Wie auch immer, Roberto spielte jetzt keine Rolle. Wichtiger war, daß er, Giovanni Beri, Seiner Heiligkeit Eindruck gemacht hatte. Jetzt stand er in ihren Diensten, zumindest für eine Woche. Auch für eine Woche erhielt man schon einen beachtlichen Lohn, wenn die Berichte gut und vielversprechend waren! Und er würde gute Berichte schreiben, da war er ganz sicher!

Beri ging langsam zur Locanda zurück. Gut, daß er verschwiegen hatte, wie nahe er dem Fremden bereits gekommen war! Hätte er erzählt, daß er ihm das Gepäck auf dem Karren transportiert hatte, wäre er nicht in Betracht gekommen! Ein Spion durfte sich dem Fremden nicht zeigen, unter keinen Umständen! Er durfte nie auffallen, kein Wort mit ihm wechseln, er war sein unsichtbarer Geist, immer gegenwärtig und doch nicht erkennbar! Gut auch, daß er Signore Tischbein nicht erwähnt hatte. So besaß er einen kleinen Nachrichtenvorsprung. Außerdem wußte er noch nicht, was die Sache mit Signore Tischbein zu bedeuten hatte.

Beri betrat die Locanda dell'orso, fuhr jedoch sofort ins Dunkel des Eingangs zurück, als er den Fremden in seinem grünen Rock am Kamin sitzen sah. »Ich eiße Filippo Millär«, dachte Beri, als er die deutschen Laute hörte. Der Fremde unterhielt sich angeregt, sein Gegenüber lachte immer wieder auf. Die beiden tranken Wein, sie schienen sich wohl zu füh-



Hanns-Josef Ortheil

Faustinas Küsse

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-72476-5

btb

Erscheinungstermin: Januar 2000

Der römische Herumtreiber Giovanni Beri tut sich gerade an einem Teller Makkaroni gütlich und träumt von seinem nächsten Glas Wein. Da fällt ihm ein Reisender auf. Der sonderbare Herr gestikuliert mitten auf der Piazza del Popolo, als hätte ganz Rom auf ihn gewartet. Wer ist dieser Mann, ein adeliger Spinner, ein Advokat oder gar ein Spion? Beri, der neben seinen Gelegenheitsarbeiten auch den Patres des Vatikans mit Informationen zu Diensten ist, beschließt, den merkwürdigen Fremden näher unter die Lupe zu nehmen. Doch bevor er sich's versieht, verliert Beri nicht nur den Überblick, sondern auch seine Geliebte Faustina, und zwar ausgerechnet an den Mann, den er observiert, den berühmtesten aller Italienreisenden: Goethe.

„Am 3. September 1786, morgens oder vielmehr nachts um drei, damit niemand die Abreise bemerkt, stiehlt sich Goethe in der Postchaise davon, nur einen Jagdranzen und Mantelsack als Gepäck“, so beschreibt Richard Friedenthal in seiner Goethe-Biographie die heimliche Ausreise aus Weimar. Was hier so geheimnisvoll angedeutet ist, hat Hanns-Josef Ortheil zum Anlaß genommen, eine höchst amüsante Geschichte um den Besuch des Dichtervaters in der ewigen Stadt zu spinnen.



[Der Titel im Katalog](#)